

ABWESENHEIT BEOBACHTEN

Zur Einführung

MARK HENGERER

Liebende, so schrieb Georg Christoph Bezold 1698 in seiner juristischen Dissertation über Abwesenheit, seien als im Geiste Abwesende zu den „furiosi“ zu zählen und mithin auch rechtlich als Abwesende zu betrachten.¹ Den Juristen lehrte sein Fach, die Anwesenheit Liebender (in Abwesenheit ihrer Geliebten) als Anwesenheit Abwesender zu beobachten. Höflinge lehrte ihr Fach, das Hofzeremoniell der Frühneuzeit, sich in Abwesenheit von Fürsten mitunter so zu verhalten als seien diese anwesend; ein leerer Thron oder ein Porträt des abwesenden Fürsten mochte dann dabei helfen, diese Orientierung an einer Regel als Orientierung an einer Gegebenheit zu kleiden.² Als Kind begrüßte Ludwig XIII. morgens seine zumeist abwesenden Eltern, indem er vor deren Bilder trat und sagte: „Bon jou papa, bon jou maman“.³

Mit der an Anwesenheit orientierten Regel „Weggegangen, Platz vergangen“ lässt sich die soziale Ordnung der Frühneuzeit offenbar nicht beschreiben: Medien einschließlich der Sprache und mithin Symbolisierungsfähigkeit⁴ sind in Rechnung zu stellen. Wo Sprache und Symbolisierungsfähigkeit voraussetzen sind, stoßen wir stets auf die Dynamik historischer Figurationen von Zeichen und Bezeichnetem.⁵ Vor allem von der Unterscheidung zwischen Zeichen und Bezeichnetem her haben die großen Forschungstrends der letzten Jahrzehnte einschließlich der neueren kommunikationstheoretisch orientierten Kulturwissenschaft die Aufmerksamkeit auf die Mannigfaltigkeit symbolischer und medialer Ordnungen gelenkt und zur Erforschung der Merkmalsausprägungen vom Bilderverbot bis zur Bilderflut, vom Körper- bis zum Distanzmedium eingeladen.

¹ Georg Christoph BEZOLD, *Dissertatio inauguralis de absentia ejusque effectibus in Jure* [...], Altdorf 1698, S. 3. Zur „absentia ficta“ vgl. auch Jacob Friedrich BÖRRIGER, *Tractatus juridicus de jure naturaliter absentium et civiliter praesentium*, Jena 1717, hier S. 3: Ein kluger Notar versichere sich der Verstehensfähigkeit Anwesender, bevor er „praesentibus partibus“ schreibe.

² Friedrich POLLEROS, *Des abwesenden Prinzen Porträt. Zeremoniellgestaltung im Bildnis und Bildnisgebrauch im Zeremoniell*, in: Jörg Jochen BERNIS / Thomas RAHN (Hg.), *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und früher Neuzeit* (Frühe Neuzeit 25), Tübingen 1995, S. 382-409. Zur symbolischen Auskleidung als König klassisch: Peter BURKE, *The Fabrication of Louis XIV*, New Haven/London 1992.

³ Jean-Christian PETITFILS, *Louis XIII*, Paris 2008, hier S. 37.

⁴ Wolfgang ERNST, *Absenz*, in: *Ästhetische Grundbegriffe*, Band 1, Stuttgart/Weimar 2000, S. 1-6, hier S. 6, hebt die menschliche Symbolisierungsfähigkeit als Grundlage der Herstellung von Beziehungen auf Abwesendes hervor. Vgl. Cornelia BOHN, *Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität der Neuzeit*, Opladen/Wiesbaden 1999.

⁵ Man wird dieses Verhältnis vielleicht als das große Thema der französischen Geisteswissenschaften des 20. Jahrhunderts beschreiben dürfen. Ein Verweis nur auf Foucault griffe zu kurz.

Es ist vor diesem Hintergrund naheliegend, die Besonderheit der Frühneuzeit mit den Innovationen im Bereich der Distanzmedien in Verbindung zu bringen.⁶ Rudolf Schlögl hat in diesem Sinne zunächst den Begriff der „Anwesenheitsgesellschaft“ erprobt und die Frühneuzeit später dann mit dem Konzept der „Vergesellschaftung unter Anwesenden“ beschrieben.⁷ Diese Verschiebung reagierte auf die Schwierigkeit der empirischen Feststellung des – so formulierte es André Kieserling – Grades der Abhängigkeit der Reproduktion des Gesellschaftssystems von Interaktionssystemen.⁸ Die mit guten Gründen formulierte These, Kommunikation unter Anwesenden (so die systemtheoretische Bestimmung von Interaktion) sei trotz der Verfügbarkeit von Distanzmedien in der Frühneuzeit noch die dominante Form sozialer Reproduktion gewesen, wurde also als Forschungsfrage reformuliert.

Auf die vom Soziologen Kieserling aufgeworfene Frage historische Antworten zu finden, ist in der Tat schwierig und lässt an Niklas Luhmanns Bemerkung denken, wonach Geschichtsforschung dazu neige, „empirisch unbeantwortbare Fragen zu stellen“.⁹ In der Tat führt die Frage nach dem Grad der Abhängigkeit der Reproduktion des Gesellschaftssystems von Interaktionssystemen an die Grenzen empirischer Geschichtsforschung auch unter Zugrundelegung einer differenzierten Gesellschaftstheorie. Die Grenze liegt derzeit auf der Ebene von Konzeptspezifikation und Operationalisierung: wie behandelt man etwa den Umstand, dass es selbst bei Kulminationspunkten der frühneuzeitlichen „Anwesenheitsgesellschaft“ wie Trauerfeiern für Herrscher besonders informativ war, wer nicht da war?¹⁰ Was fängt man – als Messergebnis – an mit dem Umstand, dass die pompösen Trauerfeiern für Königin Maria II. in London in Abwesenheit König Wilhelms III. stattfanden, der zu diesem Zeitpunkt arbeitete?¹¹

6 Werner FAULSTICH, Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400–1700), (Die Geschichte der Medien 3) Göttingen 1998; konzeptionell weiterführend: Fabio CRIVELLARI u.a. (Hg.), Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive (Historische Kulturwissenschaft 4), Konstanz 2004, Sven GRAMPP u.a. (Hg.), Revolutionsmedien – Medienrevolutionen (Historische Kulturwissenschaft 11), Konstanz 2008.

7 Vgl. grundlegend Rudolf SCHLÖGL: Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit; in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), S. 155–224, hier S. 157. Siehe auch DERS. (Hg.), Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt (Historische Kulturwissenschaft 5), Konstanz 2004, DERS., Politik beobachten. Öffentlichkeit und Medien in der Frühen Neuzeit, in: Zeitschrift für historische Forschung 35 (2008), S. 581–616, und DERS., Der Raum der Interaktion. Räumlichkeit und Koordination mit Abwesenden in der Vergesellschaftung unter Anwesenden, in: Bettina HEINTZ / Hartmann TYRELL (Hg.), Interaktion – Organisation – Gesellschaft, erscheint demnächst als Sonderband der Zeitschrift für Soziologie.

8 André KIESERLING, Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme, Frankfurt am Main 1999, S. 214.

9 Niklas LUHMANN, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1997, S. 573.

10 Rosemarie VOCELKA, Die Begräbnisfeierlichkeiten für Kaiser Maximilian II. 1576/77, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, 84 (1976), S. 105–136, hier S. 115.

11 Vgl. Michael SCHAICH, L'organisation des funérailles royales en Angleterre aux XVII^e et XVIII^e siècles, in: Juliusz CHROŚCICKI / Mark HENGERER / Gérard SABATIER (Hg.): Les funérailles

Im Interesse einer Grenzüberwindung schien es angezeigt, die Aufmerksamkeit der historischen Forschung¹² auf das bislang vornehmlich in der Literatur-, Medien- und Kunstwissenschaft¹³ sowie der Theologie¹⁴ thematisierte Problem Abwesenheit zu lenken und im Rahmen einer kleinen Tagung zu diskutieren. Der „call for papers“ für diese Veranstaltung war ob der Zentralität des Kommunikationsbegriffes und damit des Medienbegriffes für die Problemstellung interdisziplinär ausgerichtet.¹⁵ Um die Option einer thematischen Fokussierung zu bieten, wurde auf den schriftlichen Gruß als mögliches Thema hingewiesen, evozierte dieser doch im Distanzmedium Brief in Wort und Schriftbild vielfach die unter der Bedingung gleichzeitiger Anwesenheit gebotene Performanz. Die besondere Relevanz des Grußes erklärt sich aus seiner Funktion als Symbol wechselseitiger Anerkennung. Die Etymologie des Wortes „Gruß“ verweist auf dessen einstige Funktion als „Urlaut der Angst, des Schreckens und der Abwehr“ und mithin darauf, was freundliche Grüße (als nicht-

princières en Europe, XVI^e – XVIII^e siècle. Bd. 1: Le grand théâtre de la mort (Aulica 3), Paris 2012, S. 117–140, hier S. 117–118.

12 Vgl. Jean François CHAUVARD / Christine LEBEAU (Hg.), Eloignement géographique et cohésion familiale (XV^e–XX^e siècle), Strasbourg 2006. Der Band operiert v.a. mit Kategorien der Familien- und Raumsoziologie sowie der historischen Emotionsforschung. Zur brieflichen Kommunikation unter Abwesenden siehe insbes. den Beitrag von Cécile DAUPHIN, die am CNRS zu Korrespondenz und Kohäsion im 19. Jahrhundert arbeitet. Besonders gut erschlossen ist das Korrespondenznetz des Gelehrten Albrecht von Haller: siehe u.a. Martin STUBER / Stefan HÄCHLER / Luc LIENHARD (Hg.), Hallers Netz. Ein Gelehrtenbriefwechsel im Zeitalter der Aufklärung (Studia Halleriana 9), Basel 2005, sowie dazu die Arbeiten von Hubert STEINKE (Bern).

13 ERNST, Absenz (wie Anm. 4), betont die paradoxe Struktur der Darstellung von Abwesenheit und die Rolle von Erinnerung, welche Realität zur „Restkategorie“ werden lässt (S. 2), und er stellt eine „Genealogie der begrifflichen Ausfaltung von Absenz“ (S. 1) als Forschungsdesiderat heraus. Vgl. Ulrike LEHMANN / Peter WEIBEL (Hg.): Ästhetik der Absenz. Bilder zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, München/Berlin 1994. Auch Peter WEIBEL, Die Ära der Absenz (ebd., S. 10–26), gilt die Moderne als eigentliche Epoche der Absenz; das Argument ist unter Bezug auf Derrida die Kette moderner Umdeutungen, die aus Dingen Ware, aus Zeit Kredit, aus Realem Simulation, aus Ware wiederum Zeichen (Logos) machen und nur mehr „Allegorien der Präsenz“ übrig lassen, nämlich Spur und Differenz. Ähnlich argumentiert Dietmar KAMPER, Ästhetik der Abwesenheit. Die Entfernung der Körper, München 1999, hier S. 7: „Es geht also von der Fülle zur Leere, von der Präsenz zur Absenz“ und qua Medienwechsel vom Körper zum Punkt. Aus der Literaturwissenschaft siehe besonders Matthias ROTHE: Lesen und Zuschauen im 18. Jahrhundert. Die Erzeugung und Aufhebung von Abwesenheit (Studien zur Kulturpoetik 8), Würzburg 2005, auch im Hinblick auf die Abwesenheit des Schreibers vom Salon (nämlich im Zimmer); Lektüre indes könne „Gemeinschaftslektüre“ sein (S. 69f.); wichtig ist der Hinweis (S. 62), dass auch die Rede nicht als „als reine ‚Präsenz‘“ figure. Alice Delphine TANG / Patricia BISSA ENAMA (Hg.): Absence, enquête et quête dans le roman francophone, Bruxelles u.a. 2010 untersuchen moderne Literatur. Schon in der Antike wurde Abwesenheit für narrative Strategien wichtig: Niklas HOLZBERG (Hg.), Der griechische Briefroman. Gattungstypologie und Textanalyse (Classica Monacensia 8), Tübingen 1994. Zu den wichtigen Briefstellern zuletzt Carmen FÜRGER: Briefsteller. Das Medium „Brief“ im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 2010.

14 Vgl. Heinrich DÖRING, Abwesenheit Gottes. Fragen und Antworten heutiger Theologie (Konfessionskundliche und kontroverstheologische Studien 40), Paderborn 1977.

15 URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=6837>. Veröffentlicht am 04.04.2007.

markierten Bereich der mit dem „freundlichen Gruß“ getroffenen Unterscheidung) unterschwellig mittransportieren: die Resonanz einer unfreundlichen Welt, in welcher, wie Hobbes darlegte, der Mensch des Menschen Wolf ist.¹⁶

Erträge

Es nimmt vor diesem Hintergrund nicht wunder, dass die Sozialdimension von Beziehungen die Beobachtung und Qualifizierung von Distanz und Distanzmodalitäten dynamisiert. Der einzelne Herrscher spricht, das zeigt Gabriela Signori, von sich im Plural und wird im Plural angesprochen und zwar unter Anwesenden ebenso wie im Brief. Ob die Pluralanrede des Einzelnen ein Ehrenerweis, Tyrannei, lügnerische Schmeichelei oder, aus der Perspektive des Herrschers, Bescheidenheit (weil Beratung) darlegt, war umstritten, als Konvention aber erkannt und weitestgehend anerkannt. Piccolominis Plädoyer für das Duzen musste bereits paradoxe Form annehmen: das unter Gleichen übliche Duzen des Herrschers sei möglich, weil der geduzte Herrscher über dem Kreis der Gleichen stehe.

Die mediale Praxis des Totenbildes diente auch in der Frühneuzeit in vielfacher Hinsicht der Überbrückung der Distanz zwischen Lebenden und Toten. Ihre Fortentwicklung, von Heiligen- und Reliquienkult beeinflusst, ließ sich von der platonischen Abbildungstheorie nicht weiter stören, sondern setzte auf die Präsenz des Repräsentierten, wobei das Abbild eher Verdoppelung als Stellvertretung war. Profane und sakrale Praktiken der Bildnismagie „belebten“ die Effigie aus Wachs ebenso wie Schandbilder, aber auch Papst- und noch allgemeiner Herrscherporträts. So wie das Porträt Liebe entflammen lassen konnte, sorgten adäquate zeremonielle Rahmungen dafür, dass bildlich Repräsentierten als Anwesenden Ehrerbietung erwiesen wurde und dass am Porträt eindeutiges Mitteilungsverhalten beobachtet werden konnte. Mit seiner Untersuchung der Funktion des Porträts im Spannungsfeld von Anwesenheit und Abwesenheit kann Philipp Zitzlsperger zeigen, dass Anwesenheit und Abwesenheit jeweils für sich sehr unterschiedliche Qualitäten haben konnten: Spätmittelalter und Frühneuzeit schieden Anwesenheit und Abwesenheit nicht dichotomisch.

Die durch das Distanzmedium Brief vorangetriebene Entbettung sozialer Strukturen in räumlicher und sozialer Hinsicht ging, so Heiko Droste, einher mit

einer diese Form der Verdichtung unterstützenden Ausdifferenzierung der rhetorischen Formen des Briefes. Diese sorgte, auch vor dem Hintergrund von Briefstellern und Formelbüchern, für die formale Adaption des Distanzmediums an die von Situationen der Anwesenheitskommunikations strukturierten zeremoniellen Erwartungen. Besonders an der Spitze der ständischen Gesellschaft, bei Hof und in der Diplomatie, blieben An- und Aufnahme von Briefen in hohem Maße an Interaktion gebunden und von der Empfehlung etwa von Sekretären abhängig. Das erforderliche Entstehen eines anderen für Distanzkommunikation verwies auf die sozialen Erfolgsmedien Freundschaft und Patronage. Ebenso wie bei Hof blieb im Dreiecksverhältnis von Absender, Unterstützer und Empfänger Dissimulation wichtig; die wechselseitige Rekonstruierbarkeit der Erwartungen der Briefpartner sicherte zwar nicht eine „Wahrhaftigkeit“, aber doch die Lesbarkeit der Briefe.

Die Figur des für den Erfolg diplomatischer Korrespondenz von Heiko Droste als relevant herausgestellten Dritten konnte die eines Geschäftsträgers unterhalb der Ränge von Botschafter und Residenten sein, etwa die eines Agenten. Tomáš Parma beschreibt die im Dienst stehenden römischen Agenten des Olmützer Diözesanbischofs Franz Kardinal von Dietrichstein (1570–1636), einer Schlüsselfigur der habsburgischen Gegenreformation. Die Stellung der Agenten war am römischen Hof durch Beglaubigungsschreiben formalisiert und trug einige Merkmale der Prokura. Agenten erhielten regelmäßig kurze Audienzen beim Papst und beim Kardinalstaatssekretär, auf die je nach Angelegenheit Audienzen bei den zuständigen Stellen der Kurie zur Erledigung von Geschäften folgten – nicht selten unter Umgehung der Zuständigkeit der Nuntiatur. Die Agenten betrieben v.a. die Beschleunigung schriftbasierter Verwaltungsverfahren. Sie statteten im Namen Dietrichsteins zahlreiche Höflichkeitsbesuche bei hohen Amtsträgern der Kurie, Diplomaten und dem Adel des Kirchenstaates ab. Häufig übergaben sie von Dietrichstein eigens übersandte Glückwunschschreiben und empfangen die Dankschreiben der Empfänger an Dietrichstein. Oliverio kümmerte sich auch um die Anliegen von Verwandten Dietrichsteins und des Olmützer Domkapitels, um die Gestaltung von Festen in Dietrichsteins römischer Titularkirche, und er unterstützte die Romaufenthalte von Personen, die dem Kardinal nahestanden. In wöchentlichen Briefen an Dietrichstein berichtete er detailliert von relevanten Geschehnissen und sorgte insgesamt für die Präsenz des abwesenden Kardinals in der Kurie.

In der Korrespondenz der Reichsstädte mit Reichsfürsten nahm der schriftliche Gruß die elaborierte Form des Zeremonialschreibens an, wie André Krischer zeigt. Im Bestreben, die Reichsstädte (und deren Ratsherren) als ebenbürtige Teile der Adelsgesellschaft des Reiches zur Geltung zu bringen, entboten die Städte zahlreichen Fürsten bis hinauf zu Papst, Kaiser sowie wichtigen Höflingen per Brief Grüße bzw. Glückwünsche aus Anlass von Festen im Jahreskreis und in den Dynastien. Diese Briefe hatten den Status einer Aufwartung. Die Zeremonialkorrespondenz wurde als Teil des städtischen Zeremoniells verstanden, dokumentiert und/oder, teils mit Außenadressen, gesammelt. Zeremonialschreiben konnten die zeremoniell riskanten Gesandtschaften (Interaktion also) ersetzen, aber auch von Gesandten überbracht werden, wobei der Inhalt der zeremoniellen Rede dem des

¹⁶ Byung-Chul HAN, *Abwesen. Zur Kultur und Philosophie des Fernen Ostens*, Berlin 2007, zur Postmoderne S. 29–30: „Die Genealogie des Grüßens verweist auf jene Szene der Verletzung und des Kampfes, der Unterwerfung und Herrschaft. Gruozen ist der Umlaut der Angst, des Schreckens und der Abwehr. Hegels Dialektik von Herr und Knecht führt am Ende zu einer gegenseitigen Anerkennung. Sie beschreibt jenes zwischenmenschliche Drama, das vom Kampf über die Unterwerfung des Anderen zu einer gegenseitigen Anerkennung führt, ja sich entspannt zum freundlichen Gruß. Erst eine gegenseitige Anerkennung macht aus dem kehligen gruozen einen Gruß, der zwar noch kein Wohllaut ist, der aber den Anderen zumindest wissen lässt, dass er mich nicht beunruhigt, dass ich sein Gegenüber anerkenne, ihn in seinem Gegenüber gelten lassen werde.“ Vgl. zur Präsenzfokussierung der Vormoderne auch Hans Ulrich GUMBRECHT, *Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz*, Frankfurt am Main 2004.

Schreibens entsprach. Form und Inhalt der Schreiben evozierten die in der Interaktion erwartbaren Verhaltensweisen. Die Semantik des Aufwartungsschreibens löste sich im 17. Jahrhundert von der Semantik der Interaktion. Besonders wichtig war den Städten die ihnen und den Ratsherren in den Antwortschreiben gegebene Titulatur, welche unbestreitbar den Grad der Ehrerbietung dokumentierte. Um fürstliche Antwortschreiben zu veranlassen, wurde der Gruß vielfach zur Beigabe von Geschenken und begleitete beispielsweise Delikatessen, Geschenke an fürstliche Taufkinder oder aber Berichte über von der Stadt aus Anlass der Beglückwünschung veranstaltete Feste.

Anhand der langjährigen Korrespondenz (1652–1663) zwischen Kurfürstin Henriette Adelaïde von Bayern und ihrer Mutter sowie weiteren Turiner Verwandten verdeutlicht Britta Kägler, in wie hohem Maße die Fortsetzung zugleich persönlicher und politisch relevanter Korrespondenz auf Formalität, Konventionalität und Dissimulation angewiesen war. Festtagswünsche erlaubten Adressierbarkeit und Performanzschreiben an fernstehende Verwandte. Der bei engen Beziehungen übliche Wochentakt der Korrespondenz stabilisierte die Aufrechterhaltung des Briefwechsels trotz zeitweise massiver persönlicher Spannungen, die unter anderem daraus resultierten, dass Korrespondenten Teile miteinander korrespondierender Netzwerke waren: Man schrieb Briefe in dem Wissen, dass auch andere berichteten und dass ein Brief mehr Leser und Hörer haben konnte als den Adressaten. Eine Monopolisierung des Mitgeteilten war kaum möglich. Störungen im Vertrauensverhältnis zogen die Wahl anderer Grußformeln nach sich, und die Intensivierung des Gabentausches trat an die Stelle persönlicher Mitteilungen.

Anrede und Gruß blieben im 18. Jahrhundert ein sorgfältig gehandhabter Teil des Registers brieflichen Ausdrucks. Das weite familiäre, dienstliche und gelehrte Korrespondenznetz des Kardinals Stefano Borgia (1731–1804) belegt, so zeigt Maria Stuißer, die Bedeutung, welche der Angemessenheit der als Konzentrat der Beziehung aufgefassten Elemente Anrede und Gruß beigemessen wurde. Das Gewicht der persönlichen Grußformel wird nicht zuletzt daran ersichtlich, dass diese die Förmlichkeit eines Schreibens als Parodie kenntlich machen konnte. Wie bei der jungen Kurfürstin Henriette war bei Stefano Borgia die Korrespondenz mit den Geschwistern die am wenigsten förmliche. Wenn wachsende Distanz auch mit stärkerer Förmlichkeit einherging, finden sich an beiden Enden dieser Skala Bezüge auf virtuelle Körperkommunikation: hier die Umarmung, dort Handkuss und Verbeugung. Grüße an Dritte wurden zumal in der Gelehrtenkorrespondenz ausgerichtet, und sie richteten die Korrespondenz auf Anschlusskommunikation in Interaktion aus, wurden Grüße doch vornehmlich an gemeinsame Bekannte und Kreise gerichtet, die mit dem Empfänger am gleichen Ort lebten.

Alexander Pyrges' Analyse eines (im organisationalen Kern britischen) internationalen protestantischen transatlantischen Kolonialprojekts des 18. Jahrhunderts zeigt Briefkommunikation als Medium der Emergenz neuer Sozialformen. Die transatlantische Korrespondenz erschloss religiöse und materielle Ressourcen im Spannungsverhältnis von Innerlichkeit und Entäußerung in neuartigen authentifizierenden Kommunikationszusammenhängen. Das Abrücken von den diesbezüg-

lich nur anachronistisch verwendbaren Kategorien Religionsgemeinschaft und sozialer Raum lässt kommunikativ realisierte Beziehungen, hier religiöse Sozialität, sichtbar werden, die sich dyadisch-dialogisch innerhalb eines Netzwerkes vollzieht und durch Weiterleitung von Briefen institutionalisiert wurde: so wurde Wissen generalisiert und Erreichbarkeit über die Dyaden hinaus durchaus im Sinne eines Erfolgsmediums erweitert. Organisations-, Berichts- und Bekenntnisbriefe (und deren Weiterleitung) waren für das Netzwerk konstitutiv. Sie evozierten die Sozialbeziehungen des gemeinsamen Projekts bzw. der Organisation: Kommissar und Übergeordneter, Sünder und Seelsorger. Die Transzendierung des Dialogs erfolgte durch den Versand von Briefkopien, durch Weiterleitung oder Einbindung von Zwischenempfängern.

Perspektiven

Mit ihrem Hinweis auf Paradoxien und Dissimulation, Verdoppelungen und Dritte, auf die Schrift als Spur der Person, das Layout als Transposition interaktioneller Proxemik, den Brief als Gabe und Beigabe zum Geschenk, auf unterschiedliche Qualitäten von Präsenz und unterschiedliche Qualitäten von Absenz, auf die Herrschaftstheorie als Grundlage der Anrede laden diese Beiträge ein, die Interaktionsbezogenheit der Korrespondenz zu betonen, die relevanten Dritten der Dyade, die Rituale der Information, die Zeichen der Emotionalisierung. Vielleicht wird man gar sagen dürfen: die Beiträge zeigen, dass Kommunikation unter Abwesenden in der Frühneuzeit in hohem Maße auf Appräsentierung setzte, ebenso wie Bildgebrauch nicht nur Visualisierung war. Distanzkommunikation war umlagert von einer Vielzahl von Handlungen, denen man einen erheblichen Grad an Ritualisierung zuerkennen wird; mancher Brief war auch in der Frühen Neuzeit vielleicht beinahe so etwas wie ein Objekt im Kult der Appräsentierung, die Präsenz, wenn schon nicht substituiert, doch simuliert.

Diese Erträge liefern Material für die Hypothese, dass Kommunikation unter Abwesenden noch kaum ohne flankierende Appräsentationsmechanismen auskam, sei es als Methode, sei es als Ziel. Kommunikation unter Abwesenden (Distanzkommunikation) ließe sich dann ohne weiteres nicht mit Kommunikation unter Anwesenden (Interaktion) aufwiegen, wenn Kieserlings Frage nach dem Grad der Abhängigkeit der sozialen Reproduktion vom einen oder vom anderen gestellt ist, denn: Abwesenheitskommunikation kommt in der Frühneuzeit offenbar kaum in einem gleichsam „reinen Aggregatzustand“ vor.

Ein solcher Befund ist ein allgemeines Phänomen interdisziplinärer Forschung und dem entsprechen die Optionen. So lässt sich interdisziplinäre Forschung mit Kulturvergleich verbinden und hier stoßen wir auf Bemerkenswertes. Die Betonung von Anwesenheit wird aus außereuropäischer Perspektive als genuines Element westlicher Kultur betrachtet. Diese sei geprägt von einer Orientierung „am Wesen“, die hinauslaufe auf eine „eine Entschlossenheit *zu sich*, die sich als *Begehren* nach Macht und Besitz ausdrückt.“ Zu dieser Orientierung an Verfügbarkeit über Anwesendes gehören stark räumlich konzipierte Konzepte von „Geschlossenheit

und Schließung“, Territorialisierung und Individualisierung sowie (das ist kein Zufall) die im Gruß unter Anwesenden sinnfällige dialogische Anerkennung der Person mit den jeweiligen Geltungsansprüchen; dies steht im Gegensatz zu den Kulturen Ostasiens, die auf einen anderen Begriff zu bringen ist, auf „Abwesen“.¹⁷

Ich möchte vor diesem Hintergrund dafür werben, den Formenreichtum im Umgang mit der Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit als Ermunterung zu betrachten, nochmals auf die Frage nach dem „Grad der Abhängigkeit der Reproduktion des Gesellschaftssystems von Interaktionssystemen“ zurückzukommen und sie etwas anders zu stellen, nämlich als Frage nach der Beobachtung von Abwesenheit. Im Hinblick worauf wird Abwesenheit beobachtet, oder, noch anders: wie funktionieren Referenzen auf Abwesenheit?

Funktionssysteme

Blicken wir zunächst als Beispiel für ein Funktionssystem auf das Recht.¹⁸ Im Hinblick auf die Leitdifferenz recht/unrecht facettierte sich das Verhältnis von Anwesenheit und Abwesenheit ganz beträchtlich aus. „Absentia“ war ein beliebtes Thema juristischer Abschlussarbeiten und so finden sich zentrale Probleme anschaulich zusammengestellt. Karl Alexander Grundherr von Altentann beispielsweise behandelte 1727 die Frage, unter welchen Umständen Abwesende wie Verschollene als Tote zu betrachten waren; praxisrelevant waren die Bedingungen der Todeserklärung, weil die irreguläre kuratorische Vermögenssorge in Abgrenzung zum Erbrecht für langfristig Abwesende erhebliche Probleme bereitete. Altentann stellte also die Auffassungen bezüglich der Vermutung des Todeseintrittes zusammen: bei abwesenden Soldaten, die im Feld gestanden hatten, nannte er fünf Jahre, ebenso bei Vagabunden, bei „Waghalsen“ acht Jahre. Aus der Literatur führte er als Wartezeit für die Todeserklärung Verschwundener 20, 30, 40, 70 und gar 80 Jahre an, als maximale Lebenserwartung 100 und sogar 120 Jahre. Aus der Rechtsprechung führte er einen Zeitraum nachrichtenloser Abwesenheit von 30 Jahren als Wartezeit für die Erklärung des Erbfalls an. Frauen dagegen, deren zum Tode verurteilte Männer flüchtig waren, sollten sich ohne weiteres scheiden lassen können, weil der „Abwesende für tot gehalten“ werde, da er im Fall seiner Ergreifung „dem Tod geschuldet“ sei.¹⁹ Anton Christian Lübke diskutierte 1718 die Schädigung

und Bestrafung von Abwesenden und Toten im Zivil- und Strafrecht. Die Gefangennahme eines Soldaten könne als Aufhebungsgrund seiner Ehe gelten. Flucht werde zwar als Indiz für Schuld betrachtet, gegen Flüchtige aber strenge man in der Regel keine Prozesse an; einer der Gründe dafür sei, dass Zeugen Abwesende leicht hin belasten würden. Ausführlich schilderte Lübke das in der Praxis als Substitut für einen regulären Prozess häufig herangezogene Bannrecht, also die Aufdauerstellung von Abwesenheit. Die Hinrichtung Abwesender „in effigie“ dagegen werde nach regulärem Urteilsspruch bei schweren Verbrechen noch vielerorts in Europa vollzogen: durch Verbrennen, Hängen, Enthaupten²⁰ und zwar selbst dann, wenn abwesende Verurteilte bereits tot seien.²¹

Eine besonders differenzierte Analyse leistete Georg Christoph Bezold. Er begann mit einer Herleitung und einer Etymologie des lateinischen Wortes und Definitionen in Bezug auf Objekte (gestohlen, geraubt, versandt etc.) und auf Personen. Ungeachtet körperlicher Anwesenheit unterlägen der rechtlichen Abwesenheitsfiktion u.a. Geisteskranke, Kinder unter sieben Jahren und schwer Betrunkenen. Auf Tote könne der Begriff der Abwesenheit nicht bezogen werden. Echte Abwesenheit definiert er als den Fall, in dem jemand mit seinem Körper von einem bestimmten Ort abwesend sei und rekapitulierte die römisch-rechtliche Matrix, die mithilfe der Kategorien notwendiger und freiwilliger sowie löblicher, tadelswerter und indifferenter Abwesenheit aufgespannt wurde: die Unterscheidungen machten sich bei Rechtsfolgen bemerkbar, ebenso wie verschiedene Krankheiten, von denen manche ein Fehlen legitimierten, andere wie das Quartanafieber aber nicht. Bezold diskutierte zudem die Anwesenheitspflicht Leibeigener, das Familienrecht mit Kindschafts- und Eherecht (u.a. die unter Fürsten in der Frühen Neuzeit weit verbreitete Eheschließung „per procuratorem“) und das Kindschaftsrecht. Auch Schenkungs-, Erb-, Kauf- und Pfandrecht fand er von der Differenz zwischen An- und Abwesenheit betroffen und diskutierte folglich Verfügungsverbote und das Stellvertretungsrecht. Vom einst geforderten Hörenkönnen des jeweils Anderen beim Vertragsschluss sei man, so Bezold, inzwischen abgekommen, denn was zwischen Abwesenden möglich sei, sei durch Genehmigung ex post erst recht möglich. Das Gesellschaftsrecht erlaube Verkäufe aus dem Gesellschaftsvermögen unter der Bedingung von Abwesenheit und Unwissen des Partners, ja sogar gegen seinen Willen. Prozessrechtliche Folgen von Abwesenheit deklinierte Bezold auch für Kläger, Richter und Anwälte aus, nicht nur hinsichtlich des Beklagten: Contumax, Kautions- und Säumnisrecht sowie Verfall kamen so zur Sprache. Der Strafprozess gegen den abwesenden Angeklagten sei, so meinte auch Bezold unter Hinweis auf die oben erwähnte Problematik der Zeugenvernehmung,

¹⁷ Byung-Chul HAN, S. 10, „Geschlossenheit und Schließung“ (S. 43), „Beherrschung“ (S. 86f.), Territorialisierung und Individualisierung (S. 118), Anerkennung (S. 145). Hervorhebungen im Original. BOHN, Schriftlichkeit (wie Anm. 4), hier S. 227f., hebt in ihrer Derrida-Interpretation dessen „Entdeckung einer Präsenzpräferenz im abendländischen Denken“ hervor.

¹⁸ Zu Funktionssystemen Niklas LUHMANN, Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 707-742, näher zum Recht: DERS., Soziale Systeme, S. 510-512.

¹⁹ Carolus Alexander GRUNDHERR VON ALTENTANN, Disquisitio Academica quaestionis quando absens habeatur pro mortuo, Altorf 1727, hier S. 30. Sehr knapp: Johann Friedrich CRUSIUS, De excusatione absentiae ..., Jena 1684; Johann Georgius CHRISTOPHORUS, De condemnatione reorum absentium ..., Wittenberg 1744 (eine kurze Abhandlung zum sächsischen Prozessrecht).

Zur Abwesenheit einer Sache: Joachimus GEISMER: Disputatio Juridica Inauguralis de Absentia ..., Jena 1639.

²⁰ Vgl. Marc SEGUIN, Exécutions „par figure“ en Saintonge, au XVI^e siècle. Revue de la Saintonge et de l'Aunis 35 (2009), S. 33-42. Vgl. auch PETITFILS, Louis XIII (wie Anm. 3), S. 767, S. 800.

²¹ Anton Christian LÜBBE, De Poenis absentium et mortuorum, von der Bestrafung der Abwesenden und Todten, quae materia theoretice et practice explicatur..., Jena 1718.

grundsätzlich unzulässig, wenn die Nebenstrafen qua Säumnis ihren zivilrechtlichen Effekt erreichen könnten, beispielsweise den Erbfall nach einem lebenden, aber abwesenden Angeklagten. Die Ausnahmen und mit ihnen die Hinrichtung Abwesender „in effigie“ stellte auch Bezold dar. Mit dem Rechtsschutz für Abwesende, deren Abwesenheitsgrund weder die Flucht noch sonst „tadelnswert“ war, schloss Bezold seine Analyse und nannte als Grundsatz: „ne absens laedatur“.²²

Weitere rechtliche Figuren der Abwesenheit erschlossen andere: Johann Paul Scheubler etwa galt der Embryo als abwesend. Die Schwierigkeit der zeitlichen und räumlichen Fassung von Abwesenheit diskutierte er am Beispiel von Aufhalten im Garten (statt im Hause) und nannte als entscheidendes Merkmal die Möglichkeit, die Stimme eines anderen Sprechers zu hören.²³ Die Abwesenheit des Kriegsgefangenen, der Schüler und Studenten,²⁴ des Kaufmannes, des Gatten der verlassenen Ehefrau, des flüchtigen Angeklagten diskutierte er hinsichtlich der rechtlichen Handlungsmöglichkeiten u.a. durch Vertreter, Briefe und, etwa im Erbrecht, hinsichtlich der Verknüpfung von Fristen und Rechtsfolgen. Als Lebensdauer Abwesender sei, wenn der Tod nicht nachgewiesen werde, ein Zeitraum von 100 Jahren anzunehmen. Auch er wies auf die Möglichkeit der Eheschließung und Ehescheidung unter Abwesenden hin.²⁵ Als juristisches Problem des Auseinanderfallens von Abwesenheit und Anwesenheit geriet auch im juristischen Diskurs der abwesende Herrscher in den Blick. Sein Sonderstatus („sanctitas“) werde auch in Palästen beachtet, in denen er zwar nicht wohne, aber als „civiliter praesens“ betrachtet werde: „Der König“, so zitierte Börriger 1717 französisch, sei „immer bei Hof.“ Statuen von Herrschern könnten zwar nicht im Sinne des antik-römischen Gebrauchs Kultgegenstände sein, doch müsse ihnen der rechtliche Status einer gewissen Unverletzlichkeit zuerkannt werden. Folglich sei ihre Verletzung, sei es das Bewerfen mit Steinen, das Durchbohren oder Durch-die-Straßen-ziehen als Majestätsverbrechen zu bestrafen.²⁶

Diese Ausführungen erinnern daran, dass die Lehre von den zwei Körpern des Königs als juristische Theorie formuliert worden war. Dietmar Kamper weist darauf hin, dass die „unsichtbare, aber dauernd effektive Präsenz“ und die „quasi

unsterbliche Bildhaftigkeit [des Königskörpers] in den Phantasien und Träumen der Menschen“ die „ubiquitäre Vermittlung von göttlichem und menschlichem Recht“ leiste und dass bereits die juristische Zweikörpertheorie einem modernen Diskurs angehöre, „der in jeder Hinsicht auf Grenzziehung [...] aus ist.“²⁷

Auch andere Funktionssysteme kannten und kennen eigene Formen von Anwesenheiten und Abwesenheiten. In der Kunst des 17. Jahrhunderts erfassten Praxis und Theorie Abwesenheit als Teil der Problematik der Darstellung und so entstanden Bilder von Räumen mit den „Spuren, die ihre Bewohner hinterließen.“²⁸ Hoogstraten (und Velazquez) machten mittels gemalter Spuren von Abwesenheit und Anwesenheit, die vom Bildbetrachter zu enträtseln waren, sichtbar, dass der Sehende an der Konstruktion des Bildinhaltes beteiligt ist. Den Betrachter als für Kunst konstitutiv zu setzen und ihn nicht nur rezeptionsästhetisch zu berücksichtigen, war ein wichtiger Beitrag zur Ausdifferenzierung der Kunst. Es gibt freilich Gegenstimmen: Dietmar Kamper etwa interpretierte diesen Prozess mit Blick auf das Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit als Entfremdungs- bzw. Verlustgeschichte.²⁹ Die Wirklichkeit, aus der Kunst sich durch die Beobachtung von Abwesenheit herausschrieb und herausmalte, war indes eine Wirklichkeit, in der Macht und Symbole so kompakt verbunden waren, dass jene Verlustgeschichte bzw. jener Autonomiezuwachs beinahe im Wortsinne als Gewinn für Bewegungs- und für Handlungsfreiheit betrachtet werden konnten: Von Philipp IV. wurde noch berichtet, er habe sich „mit dem Ausdruck einer lebenden Statue bewegt“.³⁰ Vom schottisch-englischen König Jakob VI./I. heißt es, er habe 1601 die Hinrich-

22 BEZOLD, De Absentia (wie Anm. 1), S. 40f.

23 Johannes Paulus SCHEUBLER, Propositiones inaugurales juridicae de Absentia ..., Straßburg 1667. Zum Recht des Wohnsitzes in Hessen in dieser Perspektive: Fridericus SIMMER, Dissertatio inauguralis delineationem Absentiae ..., Marburg 1697, S. 30.

24 Die Abwesenheit des Studenten von seiner Heimat war ein häufig diskutiertes Thema. Bei BEZOLD, De Absentia (wie Anm. 1), S. 43, ist ein einschlägiges Gedicht von Heinrich Hildebrand abgedruckt: „A patria quamvis per tempora multa remotus / vixeris, officiet nec Tibi abesse Tuum. / Hujus justa fuit causa, ac Te, dogmata Juris / virmeter affixum detinuere foras; / Auxilio Patriae quo quondam civis adesse / possis, consilii atque favere Tuis. / Nunc etiam Summos absentia tradet Honores / & votis prendet Te reducem Patria.“ Vgl. auch BÖRRIGER, Tractatus (wie Anm. 1), S. 62-67; GEISMER, Disputatio (wie Anm. 19), C2; SCHEUBLER, Propositiones (wie Anm. 23), S. 12f.

25 SCHEUBLER, Propositiones (wie Anm. 23), S. 20: „Quamquam absens praesumatur vivere 100. annos, nisi probetur mortuus.“ Zur Scheidungsmöglichkeit S. 19.

26 BÖRRIGER, Tractatus (wie Anm. 1), S. 8-13; lat. Zitat S. 11.

27 Dietmar KAMPER: Zur Geschichte der Einbildungskraft, München/Wien 1981, S. 210-229, Zitate S. 211f. Vgl. auch DERS.: Zur Soziologie der Imagination, München/Wien 1986.

28 Fatma YALÇIN: Anwesende Abwesenheiten. Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte von Bildern mit menschenleeren Räumen, Rückenfiguren und Lauschern im Holland des 17. Jahrhunderts. München/Berlin 2004, S. 59. Celeste BRUSATI, Artifice and illusion: the art and writing of Samuel van Hoogstraten, Chicago 1995 und Daniela HAMMER-TUGENDHAT: Das Sichtbare und das Unsichtbare. Zur holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts, Köln/Weimar/Wien 2009.

29 KAMPER, Geschichte der Einbildungskraft (wie Anm. 27), bes. S. 141-146.

30 Christina HOFMANN, Das Spanische Hofzeremoniell – eine spezifische Ausdrucksform nichtverbaler Sprache, in: Volker Kapp (Hg.), Die Sprache der Zeichen und Bilder. Rhetorik und nonverbale Kommunikation in der frühen Neuzeit (Ars Rhetorica 1), Marburg 1990, S. 142-148; das Zitat aus dem Bericht des Bischofs von Nantes: S. 144. Diese Unbeweglichkeit hatte viel mit Abwesenheit zu tun: Nicht nur die Herrscherrepräsentation Ludwigs XIV. betonte die „Immobilität“ in dem Sinne, dass der Herrscher, selbst unbewegt, vom Kabinett aus außerhalb desselben überall koordinierte Bewegung in seinem Sinne erzeugte: Gérard SABATIER, 1715: Que reste-t-il des Pyrénées? In: DERS. / Margarita TORRIONE (Hg.), ¿Louis XIV espagnol? Madrid et Versailles, images et modèles (Aulica 2), Paris 2009, S. 303-318, hier S. 307f. mit zwei instruktiven Zitaten: so schrieb Bossuet in der Lehrschrift für den Thronfolger: „Considérez le prince dans son cabinet. De là partent les ordres qui font aller de concert les magistrats et les capitaines, les citoyens et les soldats, les provinces et les armées, par mer et par terre.“ Etwas später (1697) hieß es bei Morvan de Bellegarde im Rückblick auf den spanischen König Philipp II.: „Ce prince a eu la gloire de mettre en mouvement toute l'Europe pendant quarante-deux ans, sans sortir de son cabinet.“ Die Möglichkeit des Verzichts auf solche Grade der Gravität scheint neuartige Absicherungen der Herrschaft auf Distanz vorausgesetzt zu haben.

tung von Personen befohlen, die sein Bild misshandelt hätten.³¹ Das Bild von Abwesenden diente offenkundig nicht nur der Simulation anders nicht realisierbarer Tête-à-têtes ...³²

Für das Religionssystem der Frühneuzeit von zentraler Bedeutung war die Frage der Anwesenheit Gottes. Der Abendmahlsstreit mit seiner schismatischen Wirkung zeigt dies überdeutlich. Neuere Ansätze der Religionsgeschichte betonen gegenüber religiösen Inhalten und sozialen Fragen die mediale Dimension von Religion als Kommunikation und machen die These wahrscheinlich, dass der frühneuzeitliche Medienwandel entscheidenden Anteil an der Dynamik religiösen Wandels hatte.³³ Diese neuerliche, mediale Entzauberung der Welt macht aufmerksam dafür, dass Anwesenheit und Abwesenheit nicht nur im Hinblick auf Gott erörtert wurde. Das auch durch Raumordnungen strukturierte Verhältnis von Lebenden und Toten³⁴ etwa war mit der Beobachtung von Wiedergängern konfrontiert.³⁵ Die Reformation brachte eine weitere Offensive gegen das System des symbolischen Tausches: mit staatlichen Eingriffen wie dem Verbot der innerstädtischen Bestattung, welche die religiöse Trennung von Lebenden und Toten unterstrich, ging eine Vergrößerung der räumlichen Trennung einher. Die Beobachtung der Toten als abwesend war schon zuvor Resultat einer voraussetzungsvollen Verbannung, die in unserer Gegenwart des biologisierten Todes die Rekonstruktion von Vorstellungen über Präsenz und Appräsentation der Toten erschwert: wie viel Klärungsbedarf hier besteht, zeigt der Hinweis von Andreas Zajic, dass die in der spät-

mittelalterlichen Liturgie evozierte Präsenz der Toten im übertragenen Sinn verstanden wurde, und dass an Verstorbene „als durchaus Tote“ erinnert wurde.³⁶

Die Abwesenheit lebender Kommunikationspartner war für den Benediktiner Johannes Trithemius (1462–1516) Anlass für seinen Vorschlag, als Medium für die Kommunikation unter Abwesenden Luftgeister („aereos spiritus“) einzusetzen.³⁷ Die Abwesenheit Luthers im Rat Johanns von Sachsen 1530 wiederum war für Christoph Mauritz Locher so unverständlich, dass er 1730 in einer Dissertation darlegte, wie „Luther absens, tanquam praesens“ im Rat des Fürsten wirkte: Er gab durch seine Anwesenheit im Geiste Rat und Hilfe und war, obgleich an einem anderen Ort, ebenso gegenwärtig wie der Apostel Paul den Korinthern. Die Arbeit schließt mit dem schönen Satz: „Nunc Lectores Lutheri nostri corporalis absentia & mentalis praesentia in comitiis Augustanis clara est, plaudite.“³⁸

Erfolgsmedien

Wenn wir die Hypothese formulieren dürfen, dass spezifische Sozialsysteme spezifische Beobachtungsformen für Anwesenheit/Abwesenheit ausbilden, sollte Analoges auch für Erfolgsmedien gelten.³⁹ Für die „großen“ symbolisch generalisierten (Liebe, Macht, Wahrheit, Geld) liegt die appräsentierende Funktion auf der Hand, ist deren Funktion doch die Steigerung der Annahme von Verhaltenszumutungen, die körperliche Bezüge aufweisen: Geld organisiert den Austausch von Ware und Arbeit, Liebe nicht nur platonische Intimität, und auch für Wahrheit muss im Zweifel der Körper erhalten: im physikalischen Experiment, in Luthers „Hier stehe ich“, im Martyrium, im Gebets-Körpereinsatz.⁴⁰ Liebe können wir hier nicht behandeln, denn wir fänden kein Ende: so vielfältig waren Symbole und Medien,

31 Lorne CAMPBELL, *Portraits de la Renaissance. La peinture des portraits en Europe aux XIV^e, XV^e et XVI^e siècles*. Übers. aus dem Englischen von Dominique Le Bourg, Paris 1991, hier S. 222. Das Beispiel entstammt der Sammlung der Belege (S. 218–225, hier S. 218) für die These vom Porträt als Substitut des Modells und Platzhalter des Abwesenden („Dans la vie privée, l'image peinte tenait lieu de l'absent.“).

32 Ebd., S. 220, ein Verehrer 1495 an Isabella d'Este: „quand je me mets à table, je fais placer votre portrait sur un siège, en face de moi, et ainsi, il me semble que je dîne avec vous, Madame“.

33 KAMPER, Ästhetik (wie Anm. 13), S. 23, verweist unter Bezug auf Hörsch auf eine auf Medien zulaufende Kette von Abstraktionen („Abendmahl, Geld, Medien“); vgl. ERNST, Absenz (wie Anm. 4), S. 3, wonach die „Ästhetik der Absenz [...] auf Seiten des Nominalismus“ stehe. Die kommunikations- und medientheoretische Analyse von Religion konnte hier anschließen; siehe Niklas LUHMANN, Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 230–249, hier bes. S. 235; Hartmann TYRELL / Volkhard KRECH / Hubert KNOBLAUCH (Hg.), Religion als Kommunikation (Religion in der Gesellschaft 4), Würzburg 1998; Marcus SANDL, Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation, Zürich 2011. Zur theologisch-philosophischen Diskussion siehe DÖRING, Abwesenheit (wie Anm. 14).

34 Thomas H. MACHO: Vom Skandal der Abwesenheit. Überlegungen zur Raumordnung des Todes; in: Dietmar KAMPER / Christoph WULF (Hg.), Anthropologie nach dem Tode des Menschen. Vervollkommenheit und Unverbesserlichkeit, Frankfurt am Main 1994, S. 417–436, S. 424. Es ist bemerkenswert, dass Jörg AUFENANGER, Hier war Goethe nicht. Bibliographische Einzelheiten zu Goethes Abwesenheit, München, S. 213, Goethes Nicht-Grab in Rom diskutiert.

35 Jean-Claude SCHMITT, Les revenants: les vivants et les morts dans la société médiévale, Paris 1994. Zum Weihnachtsfest als Besuch der Toten bei den Lebenden: Claude LÉVI-STRAUSS, Nous sommes tous des cannibales, Paris 2013, bes. S. 44f.

36 Verbannung: Jean BAUDRILLARD, L'échange symbolique et la mort, Paris 1976, Paris 1976, bes. S. 221–226. Andreas ZAJIC, Jahrtag und Grabdenkmal. Spätmittelalterliche Stiftungen und die Realien der Memoria. In: Wolfgang HAMETER / Meta NIEDERKORN / Martin SCHEUTZ (Hg.), Freund Hein? Tod und Ritual in der Geschichte (Querschnitte 22), Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 82–99, hier S. 84. Die Beobachtung Toter als Kadaver (so z.B. LÜBBE, De Poenis absentium (wie Anm. 21), S. 50), zeigt die Symbolizität des mit der Idee der Unsterblichkeit versehbaren Konzepts Person sehr anschaulich; gegen die Beobachtung von Toten als Person half mitunter auch nicht die Vernichtung des Leichnams, wie unter anderem was das gedruckte „Tombeau“ auf den Herzog und den Kardinal de Guise zeigt, die auf Befehl Heinrichs III. ermordet, zerstückt, verbrannt wurden. Die Asche zerstreute man: Philippe PAPIN (Hg.), Pierre de l'Estoire. À Paris, pendant les guerres de religion. Extraits de ses registres-journaux, Paris 2007, S. 223–229.

37 Johannes TRITHEMIUS, Steganographia: Hoc est: Ars per occultam scripturam animi sui voluntatem absentibus aperiendi certa ..., Frankfurt am Mai 1608. Absender und Empfänger brauchten Beschwörungsformeln, die Informationen über die übertragenden Geister mit transportierten. Hier die Eingangsbestätigung: „Lamarton anoyr bulon madriel traschon ebrasothea pantheon nabulges Camery itrasbier rubanthy nadres Calmosy ormenulan, ytules demy rabion hamorphyn.“

38 Christophorus Mauritius LOCHNER, Dissertatio inauguralis et historica de D. Martino Luthero a comitiis augustanis A. MDXXX corpore quidem absente in illis tamen animo praesente ..., Altdorf 1730.

39 Erfolgsmedien: LUHMANN, Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 202–205.

40 Vgl. LUHMANN, Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 378–382.

die aus Abwesenheit Anwesenheit machten, dass Juristen, wie eingangs zitiert, in dieser Angelegenheit auf „Furor“ erkannten. Im Hinblick auf die Folgen dieses Furors führte eine 1551 erschienene scherzhafte juristische Erörterung 224 Gründe dafür an, dass das Kind einer Frau, welches während einer zehnjährigen Abwesenheit ihres Gatten geboren wurde, das Kind des Mannes sein müsse.⁴¹ Gerade mit den offenkundig ins Absurde gesteigerten Analogieschlüssen (etwa aus dem Gesellschaftsrecht), machte er die Eigengesetzlichkeit von Liebe und Recht deutlich: diese spezielle Abwesenheit überspielte das Recht nur gar zu deutlich als Fiktion.

Werfen wir noch einen Blick auf das gewiss symbolische, schwerlich aber generalisierte Erfolgsmedium „Freundschaft“, dessen Erfolgsgeschichte in der Frühneuzeit seit einiger Zeit mit Interesse erforscht wird.⁴² Für unsere Problemstellung besonders interessant ist eine Schrift von Georg Jacob Ehemann, der erörterte, wie die unter Abwesenden durchaus mögliche Freundschaft („Viget enim vel inter Praesentes vel inter Absentes“) entstehen und erhalten werden könne. Der Autor verwies zunächst auf mediale Repräsentationen des Abwesenden: der Freundschaft unter Abwesenden gehe der gute Ruf voraus. Daneben verwies Ehemann auf Elemente, die wir unter dem Begriff des Funktionssystems subsumieren können: in der Hanse gebe es politische Freundschaft unter Abwesenden. Kaufleute hätten abwesende Freunde, mit denen sie durch schriftlich abgewickelte Geschäfte in Kontakt stünden. Freundschaft unter abwesenden Privatleuten bestehe an erster Stelle zwischen Gelehrten, was auf das Funktionssystem Wissenschaft verweist, aber nicht nur, denn Ehemann nennt auch Organisationen, die Freundschaft unter Abwesenden herstellten: Ritterakademien, Sozietäten, die „Fruchtbringende Gesellschaft.“ Die Erhaltung der Freundschaft unter Abwesenden sei allerdings schwierig, weil Konversation Freundschaft wesentlich ausmache. Der normative Ansatz, dass Freundschaft, die ohne die Anwesenheit voraussetzende Konversation vergehe, keine „wahre Freundschaft“ sei, reichte Ehemann indes nicht aus: Was half seiner Meinung nach gegen das „Weit aus den Augen / weit aus dem Sinn“? Fürsten etwa behelfen sich mit diplomatischen Vertretern, Gelehrte mit Akademien, Privatleute mit schriftlichem wissenschaftlichem Austausch.⁴³

41 Franciscus NICONITIUS, Bis centum et viginti quatuor rationes dubitandi, seu argumenta [...] Filium natum ex uxore, absente marito per decennium, esse mariti filium, Krakau 1541. Der Witz liegt neben der Grenzwertigkeit der Analogieschlüsse darin, dass der Autor (wie das professionalisierte ausdifferenzierte Rechtssystem) „ohne Kognition zur Entscheidung“ kam (vgl. LUHMANN, Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 510): selbst die lebensweltlich naheliegende Vermutung, der abwesende Gatte sei nicht der Vater, wird als Rechtsauffassung eingeführt: „Placet nobis Iuliani sententia, hunc non esse mariti filium.“

42 Siehe etwa Marie RYANTOVÁ, Památníky aneb štambuchy, to jest alba amicorum. Kulturně historický fenomén raného novověku, České Budějovice 2007; Klaus OSCEMA, Freundschaft oder „amitié“? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.-17. Jahrhundert) (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 40), Berlin 2007; Bernadette DESCHARMES u.a. (Hg.), Varieties of friendship: interdisciplinary perspectives on social relationships (Freunde – Gönner – Getreue 1), Berlin 2007.

43 Georgius-Jacobus EHEMANN, De amicitia cum absentibus ineunda et conservanda, Königsberg 1713. Siehe zur Freundschaft unter Gelehrten Gabriele JANCKE, Patronage, Freundschaft, Ver-

Die Erörterung der Freundschaft unter Abwesenden geht also zwei Wege: sie verweist auf Kommunikationsmedien und auf symbolische Repräsentationen (Briefe, Bilder) sowie auf Funktionssysteme (Politik, Wirtschaft, Wissenschaft). Beides ist ob der Stelle, welche die Kommunikationstheorie Erfolgsmedien zuweist, zu erwarten und von daher ein interessanter Befund. Die Erörterung der Freundschaft unter Abwesenden verweist zudem noch auf etwas anderes, auf die Hanse, auf Diplomatie, auf Akademien, oder, um einen analytischen Begriff zu nennen, auf Organisationen.

Organisation

Organisationen sind nach Niklas Luhmann soziale Systeme, die (wie alle sozialen Systeme) aus Kommunikation bestehen, welche in diesem besonderen Fall Entscheidungen sind.⁴⁴ Bevor Luhmann in seinem Spätwerk aufgrund von Ansprüchen an die innere Kohärenz seiner Systemtheorie diese zunächst etwas unhandlich wirkende Begriffsbestimmung traf, hatte er Organisationen als Systeme mit der zentralen Kategorie der formalisierten Mitgliedschaftsrolle konzipiert, was an Arbeitsstellen und Mitgliedschaften beispielsweise im Sportverein denken lässt.⁴⁵ Für die Beobachtung von Anwesenheit/Abwesenheit ist nun bemerkenswert, dass Organisationen Personen als Inhaber/Nichtinhaber formaler Mitgliedschaftsrollen bzw. Stellen klassifizieren. Es entscheidet über Mitgliedschaft also nicht die Präsenz, sondern das Organigramm. Die Stelle, die durch Entscheidung entsteht, existiert als Entscheidung zunächst einmal unabhängig vom Stelleninhaber, und zwar sachlich (z.B. soll Schulunterricht parteipolitisch neutral sein), sozial (z.B. machte es adeligen Familien Mühe, attraktive Stellen bei Hof eigenen Verwandten zuzuschancen) sowie zeitlich (z.B. ist jemand im Urlaub).⁴⁶ Wichtig für unseren Zusammenhang ist, dass, sobald Mitgliedschaften symbolisierungsfähig ausdifferen-

wandtschaft: Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit, in: Johannes F. SCHMIDT u.a. (Hg.), Freundschaft und Verwandtschaft: zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme (Theorie und Methode 42), Konstanz 2007, S. 181-200; zu politischen persönlichen Kontakten unter Abwesenden vgl. Hillard von THIESSEN / Christian WINDLER (Hg.), Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 36), Berlin 2005.

44 Niklas LUHMANN, Organisation und Entscheidung, Opladen/Wiesbaden 2000, z.B. S. 123; eine knappe Einführung: DERS., Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 826-847.

45 Niklas LUHMANN, Funktionen und Folgen formaler Organisation. 5. Auflage mit einem Epilog 1994 (Schriftenreihe der Hochschule Speyer 20), Berlin 1999.

46 Organisationstheorie vertritt nicht die These, dass Organisation dazu führe, dass diese keinem Druck ausgesetzt sei und tadellos funktioniere, sondern dass Entscheidungen, Entscheidungsprogramme, Erwartungen, Organisationsnormen usw. die Grenze zwischen Organisation und Umwelt beobachtbar machen: Schlendrian, Willkür, Klüngel und Korruption kann man Organisationen erst vorwerfen, wenn diese die Entscheidungen getroffen haben, Zeit, Normen, sonstige Sozialbeziehungen und Geld anders zu behandeln als dies bspw. Privatpersonen tun. Zum Folgephänomen Informalität vgl. Reinhardt BUTZ / Jan HIRSCHBIEGEL (Hg.): Informelle Strukturen bei Hof. Dresdner Gespräche III zur Theorie des Hofes (Vita Curialis 2), Berlin 2009: Informalität ist hier erfreulicherweise als analytischer Begriff aufgefasst, nicht als negatives Werturteil.

ziert sind (z.B. kann man auf Organisationsnormen hinweisen und mit Entzug der Mitgliedschaft drohen), „gewisse elementar-verbindende Momente, z.B. häufige persönliche Anwesenheit, an Bedeutung“ verlieren.⁴⁷

Organisationen produzieren, so die daraus ableitbare Hypothese, Kommunikation, die von den sozialen Mechanismen tatsächlicher Anwesenheit zumindest ein Stück weit entkoppelt ist. Wenn wir in heuristischer Absicht den Hofstaat als Organisation betrachten, lässt sich feststellen, dass die Ordnungen, die in den an frühneuzeitlichen Höfen angesiedelten Gremien bzw. Behörden u.a. durch Sitz-, Rede- und Urlaubsordnungen die Produktion von Entscheidungen von den durch Anwesenheit symbolisierten Geltungsansprüchen und Machtkalkülen der Adelsgesellschaft nach und nach (selbstverständlich gegen Widerstände) lösten und durch Mitgliedschaftsrollen und angegliederte Normierungen den sozialen Sinn und die Folgen von Anwesenheit und Abwesenheit veränderten. Im kaiserlichen Geheimen Rat bestimmte sich die Sitz- und Redefolge nicht danach, wer wie oft anwesend war, sondern nach einem Regelwerk, das neben anderen von Anwesenheit unabhängigen Faktoren (z.B. Fürstenstand/Herrenstand) auf Anciennität im Amt abstellte. Wer mit wie viel Kutschen in die Hofburg fahren durfte, wurde nicht vom gerade verfügbaren Platz abhängig gemacht, sondern u.a. vom Hofamt.⁴⁸

Es erscheint zunächst als ein Widerspruch, dass ausgerechnet Höfe, die so häufig mit Anwesenheit assoziiert werden, deren Relevanz für soziale Reproduktion veränderten und zudem Entscheidungsproduktion und Anwesenheit entkoppelten, steht im Kern der historiographisch bahnbrechenden Analyse des Hofes von Norbert Elias doch die Analyse von Interaktion bei Hof, die berühmte Zuweisung des Handtuchreichens als Gunsterweis durch Ludwig XIV. im Paradeschlafzimmer des Königs.⁴⁹ Dass Elias höfische Interaktion als königliche Machtressource inter-

pretierte, hat dafür gesorgt, dass Studien zur Staatsbildung immer wieder den Beitrag von Interaktion, Zeremoniell und Hof neu zu bestimmen suchen; dieses Forschungsfeld ist besonders fruchtbar, weil seit dem Erscheinen von Henshalls Kritik am „Mythos Absolutismus“ die Konzentration staatlicher Macht am Hof bzw. in den Zentralbehörden wieder in Frage steht.⁵⁰ Die These der weitreichenden Relevanz höfischer Interaktion war zu modifizieren, denn zweierlei lässt sich nicht von der Hand weisen: zum einen entfaltete der Hof in der Provinz nur unter weiteren Voraussetzungen Wirkung, worauf die Forschung zu Patronage und Klientel hinweist.⁵¹ Zum anderen überformten Höfe die Präsenz adeliger Oberschichten in der Frühen Neuzeit verstärkt durch die Verleihung von Hofämtern und entwickelten sich, so würde die Organisationstheorie formulieren, tendenziell zu Mitgliederorganisationen, so dass die Anwesenheit des Adels bei Hof durch Mitgliedschaftsregeln und durch die Ausdifferenzierung von Verfahren ihre Funktion veränderte und an politischer Relevanz langsam zugunsten institutionell organisierter Regierungsstellen und Behörden verlor.⁵²

Der nicht nur an Anwesenheit, sondern auch an Abwesenheiten interessierte Blick auf den Hof zeigt nicht nur, dass die Organisation Hof den Mitgliedern die „Plätze freihielt“, sondern auch, dass viele Höflinge vielfach „nicht da“ waren. Vor

Thomas WINKELBAUER (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas*, Stuttgart 2006, S. 159-177, hier S. 176.

47 LUHMANN, Funktion (wie Anm. 45), S. 35.

48 Mark HENGERER, *Hofzeremoniell, Organisation und Grundmuster sozialer Differenzierung am Wiener Hof im 17. Jahrhundert*. In: Klaus MALETTKE / Chantal GRELL (Hg.), *Hofgesellschaft und Höflinge an europäischen Fürstenhöfen in der Frühen Neuzeit (15.-18. Jh.)* (Forschungen zur Geschichte der Neuzeit. Marburger Beiträge 1), Münster u.a. 2001, S. 337-368; Kutschen: DERS., *Zahlen und Zeremoniell. Eine skalentheoretische Annäherung an räumliche und monetäre Formen der Ordnung/Unordnung des Hofes*. In: BUTZ / HIRSCHBIEGEL, *Informelle Strukturen* (wie Anm. 46), S. 57-88, S. 64-66.

49 Norbert ELIAS, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Frankfurt am Main 1983, S. 120-178, bes. S. 137 („flexibles Herrschaftsinstrument“) ist bis heute trotz mannigfaltiger Kritik so einflussreich, dass Anwesenheit und Hof in der soziologischen Forschung sehr eng und mitunter zu eng zusammengezogen werden. So schreibt beispielsweise BOHN, *Schriftlichkeit* (wie Anm. 4), S. 179, unter Bezug auf den französischen Hof des 17. Jahrhunderts: „Sichtbarkeit und Anwesenheit sind die Voraussetzung für Zugehörigkeit.“ Das trifft etwa für die einflussreichen, in der Regel aber nur ein Quartal pro Jahr dienenden Kammerdiener, nur partiell zu (vgl. Mathieu DA VINHA, *Les valets de chambre de Louis XIV*, Paris 2004). Auch in der historischen Forschung wird diese Engführung teils sachwidrig tradiert, vgl. dazu Mark HENGERER, *Die Hofbewilligungen der niederösterreichischen Stände im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts. Zur Frage der Leistungsfähigkeit des Absolutismusbegriffs aus der Perspektive der Hofforschung zur Habsburgermonarchie*, in: Petr MAT'A /

50 Aus der Menge der Literatur siehe bes. Nicholas HENSHALL, *The myth of absolutism: Change and continuity in early modern European monarchy*, London 1992; Ronald G. ASCH / Heinz DUCHHARDT (Hg.), *Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550–1700)*, Köln/Weimar/Wien 1996; Petr MAT'A / Thomas WINKELBAUER, *Habsburgermonarchie* (wie Anm. 49); zu Frankreich zuletzt Jeroen DUIDAM, *Vienna and Versailles. The courts of Europe's dynastic rivals, 1550–1780*, Cambridge 2003 und Leonhard HOROWSKI, *Die Belagerung des Thrones. Machtstrukturen und Karriere Mechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789* (Beihefte der Francia 74), Ostfildern 2012.

51 Siehe bes. Ronald G. ASCH (Hg.), *Princes, patronage, and the nobility. The court at the beginning of the modern age c. 1450–1650*, Oxford 1991; Sharon KETTERING, *Patronage in Sixteenth- and Seventeenth-Century France*, Aldershot 2002; Stefan BRAKENSIEK (Hg.), *Ergebene Diener ihrer Herren? Herrschaftsvermittlung im alten Europa*, Köln/Weimar/Wien 2005; Ronald G. ASCH / Birgit EMICH / Jens Ivo ENGELS (Hg.), *Integration – Legitimation – Korruption. Politische Patronage in Früher Neuzeit und Moderne*, Frankfurt am Main u.a. 2011.

52 Vgl. Niklas LUHMANN, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1993, bes. S. 97-100, spricht von der „Involution“ (statt Evolution) der Formen der Interaktion in Oberschichten und der Transformation des Hofes; dieser, zunächst einer „Logik einer interaktiven Integration des Gesellschaftssystems“ (S. 98) folgend, werde zum „Karrieresystem transformiert“ (S. 100). Zum Hof als Mitgliederorganisation siehe Jan HIRSCHBIEGEL: *Der Hof als soziales System*, in: *Mitteilungen der Residenzen-Kommission* 3/1 (1993), S. 11-25, hier S. 16, Abs. 2; HENGERER, *Hofzeremoniell* (wie Anm. 48); Rudolf SCHLÖGL, *Der frühneuzeitliche Hof als Kommunikationsraum. Interaktionstheoretische Perspektiven der Forschung*, in: Frank BECKER (Hg.), *Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien*, Frankfurt am Main u.a. 2004, S. 185-225; Jakob WÜHRER / Martin SCHEUTZ (Bearb.), *Zu Diensten Ihrer Majestät. Hofordnungen und Instruktionsbücher am frühneuzeitlichen Wiener Hof* (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 6), Wien/München 2011, S. 27-29.

allem quantitativ besonders nachgefragte und verliehene Ämter des Kaiserhofes (Kämmerer, Geheimer Rat) verlangten über lange Phasen der Frühneuzeit (wenn überhaupt) nur gelegentliche Präsenz bei Hofe. Der Umstand, dass Höfe in der Frühen Neuzeit Mitgliedschaftsrollen (Hofämter) entwickelten, eröffnete die Möglichkeit, Zugehörigkeit zum Hof und Anwesenheit bei Hof zu entkoppeln. Höflinge konnten Urlaub nehmen, konnten krankheitsbedingt abwesend sein, sie wurden vielfach auf Kommissionsreisen und diplomatische Außenposten entsandt, ohne dass ihre Stelle entfiel. Bereits frühe Hofordnungen enthielten Regeln über Stellvertretung.⁵³ Am französischen Hof hatten sich Höflinge, deren Dienstzeit (bei Kammerdienern in der Regel ein Vierteljahr) vorüber war, grundsätzlich vom Hof zu entfernen.⁵⁴ Bei Hof Anwesende dagegen mochten dort noch so geduldig präsent sein (etwa als Bittsteller in den äußeren Vorzimmern), erwarben allein dadurch aber noch keine Mitgliedschaftsrechte wie die Zulassung zu den inneren Vorzimmern oder gar Mitsprache im Geheimen Rat.⁵⁵

Der von den Autorinnen und Autoren dieses Bandes geschärfte Blick auf die unterschiedlichen Qualitäten von An- und von Abwesenheit lädt ein, genauer zu untersuchen, wie sich Anwesenheit bei Hof konkret gestaltete: wie beispielsweise sah der Tages-, Wochen- und Jahresablauf der Höflinge aus, wo befanden sie sich zu welcher Zeit? Welche und wie viel formelle Anwesenheit gaben welche Ämter vor, und wie waren dabei die Anforderungen an geistige Präsenz (man denke an die Erwartung, Höflinge möchten nüchtern im Rat erscheinen⁵⁶), welche formellen und informellen Einflusschancen wurden geboten? Die fulminante Entwicklung der sich verstärkt ausdifferenzierenden Bürokratien impliziert ja doch, dass For-

men und Funktionen von Anwesenheit bei Hof für Mitglieder und für Nichtmitglieder einem erheblichen Wandel unterlagen, der insbesondere die Ausschließung bei Hof Anwesender aus spezifischen Kommunikationszusammenhängen einschloss.⁵⁷

Auch Abwesenheit war facettenreich: Zwar ist es richtig, dass Höflinge längere Abwesenheit vom Hof als Gefährdung ihrer Position fürchteten.⁵⁸ Andererseits aber führten Laufbahnen vielfach solche Personen an die Spitze von Höfen, die nicht zuletzt im Rahmen von diplomatischen Missionen gelernt hatten, Geltung aus der Distanz heraus zu behaupten und womöglich auch Wirkung zu entfalten: Susanne Pils etwa hat sehr anschaulich gemacht, wie Johanna Theresia Gräfin von Harrach ihren als Botschafter in Spanien weilenden Ehemann am Kaiserhof präsent hielt.⁵⁹ Netzwerke unterschiedlicher Qualität sind nicht umsonst ein wichtiges Thema (nicht nur) der Hofforschung, deren Quelle nicht umsonst so vielfach die Korrespondenzen von Höflingen ist, die vom Hof abwesend oder bei Hof zwar anwesend, aber von bestimmten Kommunikationszusammenhängen wie beispielsweise wichtigen Ratssitzungen ausgeschlossen waren.⁶⁰

Schließlich dürfte es schwerlich ein Zufall sein, dass die Darstellung des Briefes in der europäischen Malerei in Porträts hochrangiger Amtsträger (Abb. 1) so prominent ist.⁶¹ Es scheint, der Brief sei ein Symbol von Wirkungschance (Max Weber würde wohl sagen: Macht) trotz Abwesenheit.

53 Vgl. etwa die Hofstaatsordnung König Ferdinands I. von 1527/1537: Gleich der zweite Satz zu den Pflichten des Hofmeisters thematisiert die Abwesenheit (des Fürsten) und die An- und Abwesenheitstage des Hofesindes bzw. der Diener, die genau zu dokumentieren waren: Thomas FELLNER / Heinrich KRETSCHMAYR (Bearb.), *Die österreichische Zentralverwaltung. I. Abteilung: Von Maximilian I. bis zur Vereinigung der Österreichischen und Böhmisches Hofkanzlei* (1749). 2. Band: Aktenstücke 1491–1681 (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 56), Wien 1907, S. 101f. Dass die Regeln über Urlaub, „Dienstreisen“ und sonstige Abwesenheiten Beachtung fanden, zeigen die Abrechnungsbücher des kaiserlichen Hofzahlmeisters schon des 16. Jahrhunderts (Österreichisches Staatsarchiv, HKA, HZAB). Man denke nicht zuletzt an die täglichen Gagenlisten: Holger KRUSE, *Hof, Amt und Gagen. Die täglichen Gagenlisten des burgundischen Hofes (1430–1467) und der erste Hofstaat Karls des Kühnen (1456)* (Pariser historische Studien 44), Wien 1907. Zur Stellvertretung aus soziologischer Perspektive: Johannes WEISS, *Handeln und handeln lassen. Über Stellvertretung*, Opladen 1998.

54 DA VINHA, *Les valets de chambre* (wie Anm. 49), S. 114–119.

55 Selbst Beichtväter waren in der Regel in den Hofstaat eingebunden: Astrid von SCHLACHTA, *Art. Hofgeistlichkeit*, in: Werner PARAVICINI (Hg.), Jan HIRSCHBIEGEL / Jörg WETTLAUER (Bearb.), *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe (Residenzenforschung 15 II, Teilbd. 1)*, Ostfildern 2005, S. 44–46; standen sie mehr oder weniger außerhalb, waren sie immer noch Beauftragte einer Organisation, oft der *Societas* Jesu. Den interessanten Fall des engen Kontakts eines Kaisers zu einem Gelehrten ohne Hofamt – freilich eines ehemals angestellten Erziehers – rekonstruiert Renate SCHREIBER, *Ein „neuer Seneca“*. Elias Schiller, Praeceptor der Söhne von Kaiser Ferdinand II. Erscheint demnächst in: *Frühneuzeit-Info* 24/1 (2013).

56 Vgl. SCHLÖGL, *Hof* (wie Anm. 52), S. 205f.

57 Vgl. Wolfgang REINHARDT, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 1999.

58 So schrieb beispielsweise der kaiserliche Gesandte und Höfling Leopold Joseph Graf von Lamberg, dass „die Conservation meines Hauses [...] durch meine längere Absenz notwendig zugrund gehen würde“, zit. nach Friedrich POLLEROS: *Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706)*, Petersberg 2010, S. 68; vgl. auch ebd., S. 505. Lamberg war kein Einzelfall. Selbst der kaiserliche Obersthofmeister Trauttmansdorff drängte nach seinem langem Aufenthalt beim Westfälischen Friedenskongress auch im Hinblick auf seine Position bei Hof auf seine Rückkehr, siehe: Mark HENGERER: *Kaiser Ferdinand III. (1608–1657). Eine Biographie* (Veröffentlichungen für Neuere Geschichte Österreichs 107), Ostfildern 2005, S. 246.

59 Susanne Claudine PILS, *Schreiben über Stadt. Das Wien der Johanna Theresia Harrach 1639–1716* (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 36), Wien 2002.

60 Vgl. aus der französischen Forschung etwa Jean BOUTIER / Sandro LANDI / Olivier ROUCHON (Hg.), *La politique par correspondance. Les usages politiques de la lettre en Italie (XIV^e–XVIII^e siècle)*, Rennes 2009. Einen Blick auf die Grenzen des Einflusses aus der Ferne wirft Stéphane HAFEMAYER, *La correspondance de Nicolas de Saint-André, ambassadeur à Venise (1668–1672). Limites et réalités du réseau d'influence d'un président au parlement de Grenoble*, in: Pierre-Yves BEAUREPAIRE / Dominique TAURISSON (Hg.), *Les ego-documents à l'heure de l'électronique: nouvelles approches des espaces et des réseaux relationnels [...]*, Montpellier 2003, S. 71–95.

61 Einige Beispiele: In der Malerei der Renaissance ist der Brief im Porträt noch recht selten (CAMPBELL, *Portraits* (wie Anm. 31), S. 41–107. Vgl. bes. Nr. 42 (Hans Holbein d.J., Porträt des Kaufmanns Georg Gisze, 1497–1562), Nr. 178 (Erasmus-Porträt von Metsys), Nr. 179 (Porträt des Gelehrten und Antwerpener Stadtbediensteten Pieter Gillis von Metsys)). Im venezianischen Seicento wurde etwa der Patriarch Federico Corner mit Brief porträtiert (Mauro LUCCO / Davide BANZATO, *La pittura nel Veneto, Il seicento*, Bd. 1, Mailand 2000, Abb 50, S. 54). Der Brief im Porträt des 17. Jahrhunderts erlaubt als ikonographisches Argument bereits den Rückschluss darauf, dass ein Porträtierte Inhaber eines hohen Amtes gewesen sei: vgl. Hans Vlieghe: Rubens



Abb. 1: Der Brief als Insignie des hochrangigen Amtsträgers.
 Marc Nattier, Porträt Jean-Baptiste Colberts am Schreibtisch,
 Château de Versailles

portraits of identified sitters painted at Antwerp, übersetzt von P.S. Falla (Corpus Rubenianum Ludwig Burchard, 19, V.2), London/New York, Porträt des Petrus Pecquius (fig. 160, nr. 128). Die Regentin Mariana de Austria stellte Juan Carreno de Miranda gleichfalls mit einem Brief dar: José ALCALÁ-ZAMORA Y QUEIPO DE LLANO: Felipe IV. El hombre y el reinado; coordinato por, Madrid 2005, S. 61; auch Philipp IV. wurde mit Brief gemalt (S. 144). Das Werk des Porträtisten Battoni zeigt die weitere Verbreitung des Attributes Brief besonders deutlich: Anthony M. CLARK / Edgar PETERS BROWNS: Pompeo Batoni. A Complete Catalogue of his Works with an Introductory Text, Oxford 1985, dokumentiert mehr als zwei Dutzend Porträtierte mit Brief(en): u.a. Papst Clemens XIII. (Nr. 209), Kardinäle (Nr. 131, Nr. 198), mehrere Adelige (Nr. 155, 261, 262), eine Frau, die nicht Regentin war (Nr. 246). Die Symbolik erfolgreicher Kommunikation unter Anwesenden schaffte den Sprung in die Moderne: Irina LAZAROVA: „Hier spricht Lenin“. Das Telefon in der russischen Literatur der 1920er und 1930er Jahre (Osteuropa medial 2), Köln/Weimar/Wien 2010, S. 171f., im Abschnitt über Bürokratie.